

„Sexualität, die stört“ – Ein Gespräch*

Sophinette Becker, Julia König

Julia König: Sexuelle Phänomene erscheinen derzeit disparat und verstreut und die begleitenden Diskurse oft dissoziiert und vielfältig. Wir sind mit einer Situation konfrontiert, in der sich einerseits um einen anerkennenden Umgang mit sexueller Vielfalt bemüht wird und andererseits eher unvermittelt und anathematisch sogenannte „Missbrauchsdebatten“ – härtere Strafen für „Kinderschänder“ und „besorgte Eltern“ gegen Sexualpädagogik – hochkochen. Zudem setzen sich Leute plötzlich anlässlich der Vorkommnisse in der Silvesternacht zu Köln mit feministisch angehauchtem Gestus für sexuelle Selbstbestimmung von Frauen ein, um damit ihre rassistische Politik auszudrücken. Wie schätzt du diese Entwicklungen ein?

Sophinette Becker: Die in der westlichen Welt ubiquitäre Aufdeckung sexuellen Missbrauchs in Institutionen hat *nur* in Deutschland zu einer globalen Beschuldigung der 68er bzw. der sexuellen Liberalisierung geführt. Dieser „Beschuldigungsdiskurs“ wird zum einen entkontextualisiert geführt, das heißt, Äußerungen aus den 1960er/70er Jahren werden so gelesen, als seien sie mit dem heutigen Wissen und vor allem mit den heute Allen präsenten Bildern von sexuellem Missbrauch gemacht worden (vgl. Becker, 2013a). Zum anderen werden Diskurs und Praxis gleichgesetzt, als habe zum Beispiel bei den GRÜNEN in den frühen 1980er Jahren massenhaft sexueller Missbrauch stattgefunden, weil einige Landesverbände damals temporär Forderungen von Pädo-Ideologen übernommen hatten. Interessanterweise wird bei der Kirche kein Zusammenhang zwischen einem innerkirchlichen Diskurs und der massenhaften Missbrauchs-Praxis vermutet. Diskurs ohne Praxis versus Praxis ohne Diskurs?

Kindliche Sexualität kommt dabei nur noch als missbrauchte vor. Zudem wird auch Homosexualität und Pädosexualität wieder in einen Topf geworfen: Diese neue, unter dem Deckmantel von „Anti-Missbrauch“ konsensfähige neue Möglichkeit der Homophobie ist eines der Einfallstore für Rechtsradikale, die zunehmend versuchen, die Missbrauchsdebatte für ihre Ziele einzuspannen – wie auch, bereits von Dir angesprochen, die sexuelle Gewalt gegen Frauen für rassistische Ziele.¹ Die Engführung des „Beschuldigungsdiskurses“ auf Pädose-

xualität verspermt eine differenzierte Sicht auf tatsächliche strukturelle, sexuellen Missbrauch begünstigende Faktoren: vor allem geschlossene, abgeschottete Systeme und Institutionen mit entsprechenden Loyalitäten, extreme Hierarchisierung der Generationendifferenz (Kirche), Entgrenzung/Verleugnung der Generationendifferenz (Odenwaldschule) (vgl. Becker, 2013b).

Die Tatsachen, dass innerfamiliärer sexueller Missbrauch nach wie vor der häufigste ist und auch extrafamiliärer sexueller Missbrauch sehr häufig bis überwiegend von Männern begangen wird, bei denen es sich nicht um fixierte Pädosexuelle handelt, sowie der stetig wachsende Konsum von Kinderpornografie durch „normale“ Männer in Krisen der Männlichkeit müssten zu einer Auseinandersetzung damit führen, dass wir ein Problem in der *Mitte* der Gesellschaft haben. Stattdessen wurde ein von Projektionen durchsetztes Feindbild *des* überall lauernden Pädosexuellen konstruiert, den man dann auch gnadenlos verfolgen darf, bis hin zum Mord.²

Die Gesellschaft bekommt zunehmend einen pädosexuellen Blick, hat also Teil an dem, was sie scheinbar ablehnt und verfolgt. Das kann man auch an den Modi der erneuten massiven Tabuisierung kindlicher Sexualität ablesen, die einhergeht mit einer Sexualisierung und Fetischisierung des kindlichen Körpers: Kinder werden wie kleine Erwachsene „sexy“ ausstaffiert – Tangas für Dreijährige. Sie dürfen nicht mehr nackt am Strand spielen, aber die Bademode, die sie vor dem pädosexuellen Blick schützen soll, betont das Genitale. Die kindliche Sexualität wird mit Mitteln der Sexualisierung tabuisiert – eine sexualisierende Sexualabwehr. Wenn man zudem das Verschwinden der Generationendifferenz bedenkt und die Tatsache, dass die von Adorno schon 1963 beschriebene „Infantilisierung des erotischen Ideals“ (vgl. Adorno, 1963) seitdem noch enorm zugenommen hat, liegt die Vermutung nahe, dass das Tabu der Kindersexualität bzw. des Sexuellen zwischen den Generationen derzeit so heftig beschworen werden muss, weil es wackelig geworden ist (vgl. Berkel, 2007). Deshalb muss jetzt mit unglaublicher Kraft zum einen behauptet werden, Kinder hätten keine Sexualität und dass sie zum anderem auch keine mehr haben dürfen.

* Wiederabdruck aus der *Freien Assoziation*, 2016, 19 (1), 113–127.

¹ Vgl. die sich als haltlos erwiesenen Behauptungen über die „Entführung“ einer russland-deutschen Jugendlichen durch Flüchtlinge im Januar 2016.

² Vgl. den derzeit laufenden Prozess gegen Eltern, die einen jungen Mann, der einen kurzfristigen, harmlosen Facebook-Kontakt mit ihrer 13-jährigen Tochter hatte, als „Kinderschänder“ verdächtigten und ermordeten.

JK: Und wenn Kinder dann doch sexuelle Verhaltensweisen oder Wünsche äußern, gilt dies gleich als Hinweis auf einen erfolgten sexuellen Übergriff. In meinen Beobachtungen in Kindergärten ist mir aufgefallen, dass etwa die wahrlich nicht so seltenen Kinderbilder von Menschen mit riesigen Penissen oft nur allzu schnell den Verdacht erwecken, dass da vielleicht irgendetwas war, irgendetwas Schlimmes, etwas Dunkles.

SB: Jeder Junge um die Vier, den ja der Unterschied zwischen seinem kleinen Penis und dem großen des Erwachsenen beschäftigt, hat diese Fantasien und wenn er malen kann, dann malt er das auch.

JK: Und Mädchen auch – was wichtig ist, wird eben besonders groß gemalt. Auf der anderen Seite derselben Medaille dieser Infantilisierung des erotischen Ideals steht der traurige Selbstbezug erwachsener Frauen aber auch Männer, sich entsprechend dieses Ideals so jugendlich wie möglich zu inszenieren. Faltige Haut oder Cellulitis sind dann das Allerschlimmste, was einem passieren kann, zum Trost gibt es zahlreiche Schönheitsoperationen wie zum Beispiel diese Schamlippenverkleinerungen.

SB: Und die Ganzkörperrasur. Alter ist kein Lebensabschnitt, sondern ein selbstverschuldeter Mangel.

JK: Es wird deutlich, wie die Generationendifferenz ins Schwimmen gerät und nur noch mühsam darüber aufrechterhalten werden kann, dass Kinder als asexuell und rein gelten.

SB: Genau. Kinder haben kaum mehr ungestörte eigene Räume und sind von den Helikopter-Eltern per Handy ständig kontrolliert oder voll verplant mit fördernd-kreativen Aktivitäten. „Doktorspiele“ (die nicht mehr so heißen), das heißt von Erwachsenen ungestörte gegenseitige sexuelle Erkundungen zwischen Kindern, gibt es nicht mehr bzw. werden nur mehr als sexueller Missbrauch unter Kindern (selbst zwischen Zwei- und Dreijährigen Kindern!) gesehen. Du hast es ja in der KiTa in Mainz auch mitbekommen: Zweijähriger missbraucht Einjährige, oder Dreijähriger missbraucht Zweijährige.³

JK: Die KiTa wurde in der Folge geschlossen.

SB: Die haben alle entlassen. Da hat die Kirche mal schnell gehandelt. Ihre pädophilen Priester, die hat sie von einer Pfarrei in die andere versetzt, über Jahrzehnte.

te. Aber das waren ja Laienangestellte. Und die Erzieher_innen in der Mainzer KiTa haben sie alle entlassen, obwohl da überhaupt nichts war.

JK: Immerhin haben die Angestellten geklagt und den Prozess kürzlich gewonnen.

SB: Ja, die Staatsanwaltschaft hat ordentlich ermittelt und nicht agiert. Mittlerweile, nach „Köln“, hat es eine Akzentverschiebung gegeben. Im Moment ist weniger vom sexuellen Missbrauch die Rede, sondern von Angriffen auf deutsche Frauen. Der grüne Oberbürgermeister von Tübingen, Boris Palmer, hat gesagt: „Spätestens seit den Übergriffen in der Silvesternacht in Köln kommen selbst grüne Professoren zu mir, die sagen: Ich habe zwei blonde Töchter, ich Sorge mich, wenn jetzt 60 arabische Männer in 200 Meter Entfernung wohnen“ (Zeit Online, 2016) Das erinnert schon stark an das antisemitische Feindbild, wie du das vor 1933 und danach im *Stürmer* lesen konntest: Der gierige, triebgesteuerte Jude, der entweder die Kinder oder die Frauen antatscht.

JK: Nur haben sich das Objekt des Rassismus und das Feindbild verschoben. Im rassistischen Antisemitismus geht es um Fantasien über den gleichzeitig erotisch unheimlichen, ja gefährlichen und darin auch potenten, gleichzeitig aber „degenerierten“ Juden. Das ist ein etwas anderes Feindbild als das rassistische gegenüber Menschen, die nicht weiß sind, mit dem wir jetzt konfrontiert sind.

SB: Verbrämt wird der Hass mit der Feststellung „die haben nicht unsere Achtung vor der Frau“ als gäbe es die bei uns durchgängig und selbstverständlich.

JK: Wahrscheinlich sind das sogar dieselben Leute, die bei der Aufschrei-Kampagne gesagt haben, „die sollen sich mal nicht so anstellen“.

SB: Eben. Es passiert überall, bei jedem Oktoberfest. Die Mehrheit der Frauen hat Angrapschen erlebt in diesem Land, und zwar nicht von Nordafrikanern.

JK: Das Verzwickte daran – was mich auch sehr geärgert hat – war, dass man die sexistische Gewalt der Sache in Köln gar nicht mehr thematisieren konnte, weil man die ganze Zeit damit beschäftigt war, erst mal mit diesem Rassismus umzugehen. Die Sexismus-Kritik wurde sofort in die Bahn gelenkt, dass wilde, nicht-deutsche und nicht-weiße Männer drauf und dran seien, die „guten deutschen Frauen“ zu vergewaltigen.

SB: In Köln hat es jetzt einen Prozess gegen einen Marokkaner gegeben wegen Diebstahls eines Handys in der Silvesternacht, der ungewöhnlich hart bestraft wurde.

³ Die katholische KiTa „Maria Königin“ in Mainz wurde im Juni 2015 auf das Drängen von Eltern hin vom Bistum Main geschlossen (vgl. Spiegel Online, 2015).

Der Anwalt hat zu Recht gesagt, sein Mandant sei für die ganze Nacht bestraft worden (vgl. Süddeutsche Zeitung Online, 2016; Frankfurter Rundschau Online, 2016). Normalerweise kriegst du bei erstmaligem Diebstahl, in diesem Alter zehn Arbeitsstunden, und nicht sechs Monate auf Bewährung.

Tausende von Deutschen christlicher Herkunft missbrauchen jedes Jahr Frauen in Thailand. Und Kinder. Darüber findet aber kein breiter gesellschaftlicher Diskurs statt, obwohl jede_r von den Sex-Bombern nach Thailand weiß. Das ist aber nur dann Thema, wenn es funktionalisiert werden kann für etwas anderes, wie Rassismus. „Krimigranten“, kennst du dieses Wort?

JK: Nein, ein furchtbares Wort.

SB: Ich finde auch das Wort Pädokriminalität nicht gut; sonst müsste ich Vergewaltigung Heterokriminalität nennen.

JK: Um wieder die Brücke zur Jagd auf die „Pädos“ zu schlagen: Hier deutet sich ja die Verbindung zwischen diesen beiden Diskursen an. Deutsche Frauen müssen verteidigt werden gegen fremde „Krimigranten“, die hier nichts zu suchen haben, und Kinder gegen den im Dunkel lauenden „Pädo“, der zum perversen ganz Anderen stilisiert wird.

SB: Ich wiederhole das noch einmal, dass es wirklich darum geht, Eigenes abzuwehren und mit den Fallen der Generationendifferenz, der Infantilisierung des erotischen Ideals umzugehen. So heftig und böse wird man eigentlich nur, wenn man etwas Eigenes abwehrt.

JK: Ist dafür nicht das stärkste Indiz, dass es gleich und ganz manifest um Kastrationsfantasien und den Wunsch nach drakonischen Bestrafungen bis hin zur Todesstrafe geht?

SB: Was mich wiederum sehr an die 1950er Jahre und die Abwehr der zuvor genossenen ambivalenten Sexualmoral der Nazis erinnert (vgl. Becker, 2001; Herzog, 2005). In dieser Lage ist es besonders wichtig, dass die ExpertInnen besonders genau sind und nicht einfach feige. Zum Beispiel im Umgang mit dem Traumabegriff, der in der Missbrauchsdiskussion inflationär und pauschal verwendet wird. Aber nicht jeder sexuelle Missbrauch traumatisiert. Er kann auch neurotisieren. Ein Trauma entsteht nur, wenn die vorhandene Abwehrstruktur überfordert wird und nicht ausreicht. Ein nicht lang anhaltender, akzidentieller sexueller Missbrauch kann neurotisieren, ist *immer* einer zu viel und ist eine Verletzung der Selbstbestimmung, aber er ist nicht zwingend traumatisch und

schon gar nicht unmittelbar. Und solche Ungenauigkeiten vorgeblich „aus Respekt vor den Traumatisierten“ halte ich einfach für populistisch. Wir müssen *jeden* Missbrauch benennen, wir müssen dafür sorgen, dass es therapeutische Hilfe gibt, auch finanzielle Entschädigung, aber wir müssen auch den „Kinderschänder-Diskurs“ in seinen Abwehraspekten bei jeder Gelegenheit öffentlich dekonstruieren. Die Verwendung des simplifizierten Traumabegriffs spricht dafür, dass da noch etwas Anderes am Werk ist. Und davon wollen wir, glaube ich, nichts hören.

JK: Ja genau, das wiederum hängt mit dem Thema zusammen, welches wir eingangs diskutiert haben: dem Tabu über die kindliche Sexualität und der damit einhergehenden „Sprachverwirrung“ (vgl. Ferenczi, 1933) zwischen dem Kind und den Erwachsenen.

SB: Das Kind soll einerseits vor der bösen Sexualität am besten durch eine Vakuumverpackung geschützt werden. Und gleichzeitig gibt es ja jetzt die Möglichkeit, dass Kinder zu Beginn der Pubertät schon pubertätsunterdrückende Hormone bekommen, wenn man sie für transsexuell hält. Man sagt, das sei das Recht des Kindes, das Kind sei in der Lage, mit neun, zehn, elf Jahren zu entscheiden, dass es die bevorstehende Pubertät nicht will. Von der es gar nicht weiß, wie sie ist. Es entscheidet insofern unwissend, es entscheidet schlicht, dass es das ungewisse Bevorstehende nicht will.

JK: Das verhindert erst mal die sexuelle Entwicklung.

SB: Deshalb schlage ich ja gerne vor, dass die gesamte Bevölkerung pubertätsunterdrückende Hormone kriegt, da wären mehrere Probleme auf einmal gelöst. Erstens würden wir nicht mehr alt, wir sähen ganz toll jung aus – ich kenne Patienten, die das als Erkrankung haben. Die sind dann fünfundvierzig und sehen aus wie neunzehn. Bildschön zum Teil, aber nicht stimmig. Und zweitens wäre dann die Sexualität weg, die eh nur stört.

JK: Hier wird es widersprüchlich. Zunächst ist die Bereitschaft, den kindlichen Wunsch zu unterstützen, nicht geschlechtsrollenkonform zu leben und sich in eine bestimmte geschlechtliche Existenzweise drängen zu lassen, zweifellos zu verstehen als eine Liberalisierungstendenz. Aber die Frage ist: *Wobei* wird da geholfen? Es wirkt so sexualfreundlich, positiv sexueller Vielfalt gegenüber. Und natürlich ist es emanzipatorisch, wenn unterschiedliche sexuelle Entwürfe nebeneinander möglich werden und dies auch Kindern vermittelt wird. Aber gleichzeitig ist das, was da so permissiv wirkt, nicht nur permissiv, sondern es wird gleichzeitig etwas anderes aktiv unter-

stützt: medizinisch eine sehr bestimmte Entwicklung einzuschlagen, hinter der die Annahme steht, das Leben in einer Geschlechtsrolle erfordere einen bestimmten Körper. Dabei wird ausgeblendet, dass dabei zunächst einmal eine sexuelle Entwicklung gehemmt wird. Es ist widersprüchlicher als es zunächst scheint.

SB: Ja. Im Zeichen der Vielfalt wird die Sexualität unterdrückt. Denn die behandelten Kinder haben dann erst mal keine. Die können sie dann vielleicht nach der Operation irgendwann kriegen. Aber vorübergehend oder über einige Jahre haben sie gar keine. Außerdem gibt es noch den Aspekt, dass diese frühe Behandlung vielleicht auch etwas Homophobes impliziert. Denn es gibt ja diesen Feminitätsschub auch bei manchen prähomosexuellen Jungen. Und wenn man das jetzt gleich umsetzt, dann werden die nicht homosexuell. Im Iran läufst du als Homosexueller Gefahr, gesteinigt zu werden. Aber transsexuell kannst du sein. Ich habe einen Film gesehen, da stehen lauter traurige Schwule vor einer Transsexuellen-Klinik, um sich operieren zu lassen.

JK: Man kann den Eindruck gewinnen, dass die Offenheit, die mit der sexuellen Vielfalt verbunden ist, teilweise in ein Gebot umgeschlagen ist. Und dann ist es nicht mehr weit bis zu *Verboten*.

SB: Einerseits heißt es, wir wollen es nicht mehr so festlegen. Man kann sagen, jeder hat seine individuelle Mischung von Frau und Mann und von sexuellen Orientierungen, wir sind jetzt weder homo noch hetero, noch Mann und Frau – wir sind alle irgendeine Relation zwischen M und W. Da ist alles offen. Auf der anderen Seite gibt es einen biologistischen Dogmatismus – wenn man transsexuell ist, dann ist das im *Gehirngeschlecht* von *Geburt* an so, und jede_r, der_die noch irgendwie psychodynamisch denkt – so wie ich zum Beispiel – ist ein_e Menschenrechtsverletzer_in. Du darfst eigentlich nicht mal mehr „Mann-zu-Frau-transsexuell“ sagen. Die derzeit korrekte Definition, die ich nicht benutze, heißt: „Eine transsexuelle Frau ist eine Frau, die mit einem männlichen Körper geboren ist.“ Womit du ja *wieder* essenzialisierst. Ich habe die Übertreibung des Konstruktivismus kritisiert (vgl. Becker, 2007) – inzwischen wünschte ich ihn mir manchmal zurück, um den neuen Essenzialismus zu relativieren (vgl. Becker, 2013c).

JK: Ich finde, das ist ein ganz zentraler Punkt in aktuellen sexualpolitischen Kämpfen, die sich auch selbst als solche verstehen.

SB: Erklär mir mal, was ein sexualpolitischer Kampf ist, der gerade geführt wird.

JK: Ich würde sagen, die Intersexbewegung kämpft zum Beispiel – aufgrund eines anderen Ausgangspunktes, der sie teilweise in *Gegensatz* zu anderen Strömungen bringt – dafür, dass nicht früh operiert wird, damit intersexuelle Menschen ihr Selbstbestimmungsrecht über die eigene Operation ausüben können.

SB: Das ist ein Kampf, den ich absolut unterstütze, ebenso, dass es für sie – nicht alle wollen das – die Möglichkeit gibt, weder weiblich noch männlich zu sein. Die Zwangsvereindeutigung schadet. Und ich kann mir gut eine Gesellschaft vorstellen, in der keiner so genau weiß, wer was ist und in der verschiedene Dinge ausprobiert werden können. Ich finde nur, dass das etwas anderes ist als körperliche Eingriffe, die sehr früh passieren. Da liegt meines Erachtens ein bedeutender Unterschied.

JK: An diesem Punkt vermischen sich außerdem zwei inhaltlich sehr unterschiedliche Differenzen: Einerseits ist da die Kritik der Geschlechterdichotomie und andererseits geht es um die Generationendifferenz und das Generationenverhältnis. Meiner Beobachtung nach werden diese in aktuellen Diskursen oft gleichgesetzt oder zumindest gleichbehandelt. In dem ersten Vortrag, den ich noch als Studentin im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Cornelia Goethe Centrums von dir gehört habe, ging es auch um die Generationendifferenz. In der Diskussion haben die Professorinnen aus dem CGC dir entgegengehalten: „Hmm, aber wir finden es doch *immer gut* wenn Differenzen dekonstruiert werden. Warum sollen wir denn auf dieser Differenz bestehen?“ Und du hast darauf bestanden, dass es dabei um unterschiedliche Differenzen und Grenzen geht. Mich hat das damals schon überzeugt – vielleicht, weil ich als Studentin der Erziehungswissenschaften schon mit Problemkonstellationen konfrontiert war, die man sich aus soziologischer Perspektive eventuell nicht so gut vorstellen kann: Die Situation des Aufwachsens von Kindern, die am Anfang fundamental auf die Liebe und Sorge von Älteren, ihren Eltern angewiesen sind, ohne die sie nicht überleben könnten. Und dieses Abhängigkeitsverhältnis ist nicht nur ein Sozialisationsverhältnis, sondern *auch* ein Erziehungsverhältnis. Und zu diesem gehört, dass die Erwachsenen in die Generationenbeziehung gehen und auch eine Position einnehmen, aus der bestimmte Grenzen vertreten werden.

SB: Wenn die Grenze wegfällt, gibt es keinen Grund mehr dafür, dass es keine intergenerationellen sexuellen Beziehungen geben sollte. Zum Beispiel in Bezug auf den ödipalen Konflikt: Ich halte es nicht für zwingend, dass die Eltern ein verschiedenes Geschlecht haben, aber ich halte es für notwendig, dass das Kind die Erfahrung macht, dass die Eltern etwas Exklusives miteinander haben, an dem es

nicht beteiligt ist, von dem es ausgeschlossen ist. Dieser Ausschluss kann kränkend sein, auch verletzend, aber er sollte stattfinden, damit das Kind lernen kann, mit dieser Differenz auch umzugehen, sich auch identifizieren zu können mit der Erwachsenenposition. Der postbutlersche Genderdiskurs blendet die Reproduktion und die Generationenfrage weitgehend aus. Es gibt darin keine Kinder. Juliett Mitchell (2005) hat problematisiert, dass im Genderdiskurs die Geschlechterdifferenz nur mehr als laterale Differenz (wie unter Geschwistern) begriffen wird, ohne Generationenfolge. Geschlechterdifferenz kann ja gerne dekonstruiert werden, da bin ich mit dabei. Aber ich bin der Auffassung, dass es ganz wichtig bleibt hier eine Differenz zu haben, und dass auch in gleichgeschlechtlichen Beziehungen eine Differenz notwendig ist.

Es fällt uns gar nicht so leicht, Differenz ohne Asymmetrie bzw. ohne Hierarchie zu denken. Es ist toll, wenn uns das gelingt, aber jede Differenz hat immer die Gefahr, dass die Differenz hierarchisiert und dann die Hierarchie libidinös besetzt wird. Differenz ohne Hierarchie zu denken, ist tatsächlich sehr schwer. Ich wünsche mir das, und ich finde es zwischen den Geschlechtern toll, wenn das geht, wie auch bei gleichgeschlechtlichen Beziehungen, wenn Differenzen *besetzt* werden können. Denn ohne Differenz gibt es kein Begehren, das ist einfach so. Aber so einfach ist es nicht. Und bei der Generation gibt es eine Asymmetrie.

Das spielt übrigens auch eine Rolle beim Thema sexueller Missbrauch in der Therapie. Ich bin der Meinung, dass es ein Pflichtseminar über Therapie als erotische Beziehung in der psychoanalytischen Ausbildung geben müsste. In Fortbildungen sage ich: „Wenn Sie einen erotischen Traum über einen Patienten haben, hat das nichts mit Missbrauch zu tun, das kann ein wichtiger Hinweis sein, etwas, mit dem Sie arbeiten können.“ Es geht um das Wissen darum, wie Begehrensverhältnisse sind, die man aus der Übertragung kennt. Was weiß man über Missbrauch, und was weiß man vor allem auch über erotische Attraktionen in der Therapie, was ist vergleichbar mit Kindern und Eltern, was ist anders? Stattdessen ist es so, dass die Ausbildungskandidaten Angst haben, über sowas zu reden. Weil es kein Thema ist.

Und dann gibt es die Ethikkommission, an die man scheinbar alle Probleme mit sexuellem Begehren innerhalb der Therapie delegieren kann. Ich glaube, der beste Schutz dagegen, in Therapien sexuell übergriffig zu werden, ist – neben der Analyse eigener narzisstischer und Macht-Bedürfnisse – dass man darüber informiert ist, dass erotische Gefühle durchaus auftreten können, auch mal ein sexueller Impuls. Besonders, wenn man mit pervertierten Patienten arbeitet, muss man wissen, dass einem das *laufend* passieren kann –, und wie man damit umgeht. Aber das wird nicht gelehrt.

JK: Also auch da wird es ausgespart. Bis in die Ausbildung hinein.

SB: Neulich, da hat mir nach einem Vortrag eine ältere Analytikerin gesagt: „Frau Becker, wir sprechen in der Therapie nicht über Sexualität, weil wir dann von uns selber sprechen.“ Ich war erst ganz verdutzt und habe erwidert: „Na, was tun Sie denn, wenn Sie über Aggression sprechen?“

Kürzlich haben AusbildungskandidatInnen bei einer Fortbildung gesagt: „Wissen Sie, wir sind gewohnt, unter Supervision zu sagen: ‚Ich hatte ein aggressives Gefühl gegenüber dem Patienten, das hat vermutlich etwas damit zu tun, dass er etwas abwehrt.‘ Aber wir würden nie in der Supervision sagen: ‚Ich hatte ein sexuelles oder erotisches Empfinden‘ und dann darüber nachdenken, was hat das mit dem Patienten zu tun?“

JK: Verrückt, diese Blindstelle.

SB: Ja, leider. Und das in einer Wissenschaft, die sich ja eigentlich mal primär mit der Sexualität beschäftigt hat. Die perverse Objektbeziehung im neokleinianischen Verständnis hat mit Sexualität nichts mehr zu tun.

JK: Ich würde hieran anschließend gerne das Thema der Präventionshysterie mit dir diskutieren. Du hattest vorhin gesagt, dass man mal darüber nachdenken müsste, warum Kinderpornografie so viel genutzt wird, und vor allem auch von Leuten die keine pädosexuellen Fixierungen haben. Als Reaktion auf diese Situation werden ja aktuell Präventionsprogramme aus dem Boden gestampft, wobei die Präventionslogik immer darauf hinausläuft, Leute von etwas abzuhalten, von dem man noch gar nicht weiß, ob sie es machen werden. Das ganze Präventionsunternehmen lebt von der Prognose. Dabei gibt es zwei systematische Ansätze, wie Heinz Steinert und Helga Cremer-Schäfer herausgearbeitet haben: Auf der einen Seite individualisierende Programme, die bei denjenigen, die potenziell unerwünschtes Verhalten zeigen und straffällig werden könnten, individuell ansetzen und daran arbeiten. Auf der anderen Seite steht ein Modell, welches Ressourcen zur Verfügung stellt und auf eine Neujustierung von Konstellationen zielt (vgl. Steinert, 1995).⁴ Beide Ansätze sind der gemeinsamen Logik verpflichtet, in der Gegenwart Handlungsvorschläge zu machen, damit etwas in Zukunft nicht eintritt, was in der Vergangenheit noch nie eingetreten ist. Unter der Per-

⁴ Vgl. hierzu auch Heft Nr. 139, 1/2016 der Zeitschrift *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* mit dem Schwerpunktthema „Politik der Prävention. unvorsichtig – riskant – widersprüchlich“.

spektive würde ich dich gerne zu dem Präventionsprogramm „Kein Täter werden“ befragen.

Nach unseren letzten Gesprächen über dieses Thema, habe ich mich mit deren Diagnostik beschäftigt: Sie führen ein ausführliches Eingangsgespräch, dann gibt es eine Menge Fragebögen, und dann wird die Diagnose gestellt. Es sollen sich Täter aus dem Dunkelfeld dahin wenden oder Leute, die denken, dass sie vielleicht pädosexuell sind oder die Angst davor haben, weil sie zum Beispiel Kinderpornografie gucken. Wie schätzt du dieses Verfahren und dieses Programm ein?

SB: Die Grundidee war erst mal einleuchtend: Wir müssen davon wegkommen, dass wir die Orientierung als solche verteufeln. Das ist wichtig, weil wir auch im Strafrecht aufpassen müssen, dass wir nicht ein *Verdachtsstrafrecht* bekommen. Wir müssen ein Tatbestandsstrafrecht behalten: Wenn man das und das macht, wird man bestraft. Bei Herrn Edathy, den ja kaum ein_e Sexualwissenschaftler_in oder Analytiker_in kommentiert hat, obwohl es nicht so gelaufen ist, wie es hätte laufen sollen, war das anders: Da hat man gesagt, wenn er das guckt, das ist zwar nicht strafbar, aber dann wird er wohl auch das und das gucken. So darf man juristisch nicht vorgehen.

Zurück zu „Kein Täter werden“. Ich hasse den Titel. Im Land der Täter sollte man kein Projekt so nennen. Wie dem auch sei, also die Grundidee teile ich, das heißt, die sexuelle Orientierung muss man nicht verdammen, denn die impliziert nicht zwangsläufig, dass jemand auch was tut. Es gibt ganz viele Leute mit einer pädosexuellen Orientierung, die nie einem Kind etwas tun würden, denen man aber manche ihrer Wege, damit zu leben, durch die Gesetzgebung versperrt hat. Früher, vor dem Internet, haben die zum Beispiel FKK-Materialien benutzt. Wahrscheinlich wären FKK-Journale jetzt auch schon verboten. Das haben die zum Onanieren benutzt und einige, die es schaffen, niemals einem Kind etwas anzutun, sind damit ausgekommen. Sind ihnen solche Möglichkeiten verwehrt, werden sie manchmal auch sehr depressiv. Was man steuern muss, ist das Verhalten und das Umsetzen, also: Wenn man gefährdet ist, was muss man tun, damit es nicht passiert. Auch damit bin ich einverstanden. Damit hört es aber auch schon auf.

Die Diagnostik ist *viel* zu kurz. Das Labeling ist *viel* zu rasch. *Ein* oder zwei Gespräche, die zudem auch noch oft von Leuten durchgeführt werden, die keine entsprechende Ausbildung haben und noch am Anfang der therapeutischen Ausbildung sind. Einer der Mitbegründer des Projekts ist aus diesen Gründen ausgestiegen, weil ihm dieses Labeling zu rasch ist. Er sagt, er braucht ein halbes Jahr, um diese Diagnose zu stellen. Ich habe bei manchen meiner Patienten auch schnell das Gefühl, das ist so, aber bei anderen eben nicht. Ich würde ihm vollkommen zustim-

men, drei Monate bis ein halbes Jahr brauche ich auch, um diese Diagnose wirklich stellen zu können. Auch wird den Leuten sehr schnell gesagt: Es ist unveränderlich. Sie werden essenzialisiert: „Du bist pädosexuell, dafür kannst du nichts, wir achten dich trotzdem, du wirst es immer bleiben, du darfst keine Kinder bekommen.“ Dabei missbrauchen die meisten strukturierten Pädophilen *nicht* die eigenen Kinder. Was übrigens auch wieder interessant ist, von wegen Fremdheit und Begehren.

Es wird ihnen also sehr viel sehr schnell gesagt. Dann kommen sie in dieses Programm. Und dieses Programm ist nun wirklich nichts Neues. Es ist eine Mischung aus ärztlicher Führung, verhaltenstherapeutischen Kontrollübungen und Medikamenten. Die Psychodynamik des Einzelnen wird nicht bearbeitet. Andreas Hill, der früher am Hamburger Institut für Sexualforschung tätig war und jetzt diese Patienten in seiner Praxis behandelt, berichtet, er habe auch Leute, bei denen sich was ändert. Die Zuschreibung „Du bist es dann immer [...]“, das ist eine äußerst fragwürdige Festlegung, auch wenn sich in der Regel eine fixierte Pädosexualität nicht ändert – obwohl ich auch schon mal einen Patienten hatte, dem es gelang, das Alter des Begehrten etwas hochzuschrauben.

Insgesamt: Zu rasches Labeling, ein zu einheitliches Vorgehen, ein zu frühes Festlegen – ich hab auch mit einer ganzen Reihe von Patienten gesprochen, die sich da gar nicht gut behandelt und zu rasch in etwas hineingepresst fühlten. Und jetzt ist ja das Neue, dass sie das auch bei Jugendlichen schon diagnostizieren. Ab *zwölf*. Und ich finde, dass man in der Pubertät fast überhaupt keine solchen Psychodiagnosen stellen kann.

Jungen wissen mit zwölf meistens schon gut, ob sie jetzt homo oder hetero sind, das sind so Bewegungen in der Pubertät, die setzen ja nicht schlagartig irgendwann ein.

Und natürlich kann man sagen, jemand ist auf dem Weg dazu, pädosexuell zu werden, aber da schon mit diesem Kontroll-Programm anzufangen, als wären die jetzt schon gefährdet, konkret sexuell übergriffig zu werden [...] Ich hab Sorge, dass hier die Jugendlichensexualität als solche nicht richtig wahrgenommen und respektiert, sondern zu sehr problematisiert wird. Ich habe vor einiger Zeit einen Vortrag über sexuelle Sucht bei Jugendlichen gehört und irgendwann habe ich unterbrochen und gesagt: „Sagen Sie einmal, reden Sie vielleicht von der *normalen* Pubertät?“ Man denkt nur an das Eine, ja? *Portnoys complaint*, der war auch richtig süchtig, ja?⁵

Aber meine Hauptkritik betrifft das Labeling, die unangemessene Form der Diagnostik. Die Psychodynamik kommt zu kurz.

⁵ Roman des amerikanischen Schriftstellers Philip Roth, in dem der Protagonist seinem Psychoanalytiker über die Konflikte seiner sexuellen Entwicklung berichtet.

JK: Danke für diese Einschätzung. Zum Schluss vor dem Hintergrund der Diskussion über die Bedeutung von Differenzen noch die Frage, wie du aktuelle *Queer Politics* einschätzt.

SB: Also ich finde, dass da manchmal zu viel in ein Kollektiv (LGBTIQ) gezwungen wird – etwa wenn Homophobie nur noch im Verbund mit Transphobie benannt werden soll/kann. Außerdem ist „queer“ eine kritische Fragestellung, keine Lebensform. Auch wenn man mal als Frau auf einer Demo durch eine Papiertüte pinkelt, ist das noch nicht eine relevante Lebenspraxis im Sinne von *deconstructing gender*. Ich glaube, „queer“ kann man schlecht *sein*. Ich weiß, es gibt Leute, die sagen: „Ich bin queer“, aber man kann auch sagen: „Ich bin omnipotent.“ Ich habe in Wien neulich eine Gruppendiskussion mit jugendlichen Transsexuellen (Transmännern, d. h. Frau-zu-Mann-Transsexuellen) erlebt, die wurden da auf einem Kongress gleichsam vorgeführt, und haben alle gesagt, sie wollen weder Mann noch Frau sein. Die wollten androgyn sein, sie wollten mal Hormone nehmen, sie wieder absetzen, und vielleicht schwanger werden, und dies und jenes. Alle vierzehn bis siebzehn Jahre alt. Und sie wollten mit männlichem Namen angesprochen werden: Auf die Frage „Wieso wollen Sie denn männlich angesprochen werden, wenn Sie weder das eine noch das andere sind?“ kam die Antwort: „Ja, weil ich jetzt so lange als Frau angesprochen wurde, um das Gleichgewicht der Androgynität wiederherzustellen, will ich jetzt erst mal als Mann angesprochen werden.“

JK: Das klingt sehr konzeptuell.

SB: *Sehr* konzeptuell. Und zwischendurch habe ich gedacht, meine Güte, also für mich ist das auch wirklich pubertäre Omnipotenz: *Vogliamo tutto e pronto!* Also ich finde, da ist manchmal bei den „Queeries“ ein *bisschen* zu viel Programmatik drin, die am Leben vorbeigeht. Und dann werden natürlich so Konzepte im Sinne von „wir lösen alles auf“ attraktiv – während andere sagen „Identität ist immer konfliktuell“. Letzteres ist viel unbequemer. Es ist aber die psychoanalytische Wahrheit.

JK: Dahinter steht ja die Fantasie, dass man die gesellschaftlichen Verhältnisse und das mit ihnen verbundene, absolut berechnete Unbehagen irgendwie auflösen könnte, und dass es irgendwann eine Gesellschaft geben könnte, in der es das alles nicht mehr und schlicht keine Konflikte gibt.

SB: Ich hab schon immer das Schlaraffenlandmärchen gehasst. Also wenn mir das immer im Mund hängen würde, grauuenhaft!

JK: Ohne die Lebensnot würde gar nichts passieren.

SB: Versagung muss sein. Wenn die Brust immer im Mund des Babys hängen würde, würde es sich nicht entwickeln. Wie sollte es Wünsche und halluzinatorische Wunscherfüllungen fabrizieren, wenn die immer da drin hängt. Die muss schon einmal weg sein. Damit es sich allmählich *vorstellen* kann, dass es eine gibt.

JK: Diese Einsicht bedeutet leider auch, dass nicht alle Differenzen irgendwie aufgelöst werden können, dass es diese bequeme Lösung nicht gibt.

SB: Das Dekonstruieren ist und bleibt aber immens wichtig. Und das Konstruieren ist auch immer problematisch. Das ist wie mit den Utopien. Die gegenwärtig herrschenden Verhältnisse kritisch zu reflektieren, ist unerlässlich und das muss dauernd in allen Tonarten passieren. Aber sich Alternativen dazu vorzustellen, das ist viel komplizierter.

JK: In der Kritik kann man ja besser sein als im Entwurf von Alternativen.

SB: Kritik ist notwendig. Problematisch finde ich manchmal einige queere Positionen, die alle gegenwärtigen Diversifizierungen des Sexuellen feiern, etwa als „polymorph-perverses Ganzes“. Das pure Polymorph-Perverse des Kindes ist ab der Pubertät ohne Verleugnung nicht mehr zu haben, auch wenn wir uns hoffentlich viel davon erhalten haben und es einbauen können in das, was wir als Erwachsene sexuell leben. Aber die Unschuld der sexuellen Omnipotenz oder die der polymorph-perversen Lustsuche der Kindheit [...].

JK: [...] ist unwiederbringlich verloren.

SB: Wie heißt der schöne Titel des Buchs von Joachim Meyerhoff: *Wann wird es endlich wieder so wie es nie war?*

JK: Das ist ein schönes Ende. Tausend Dank für das Gespräch.

Literatur

- Adorno, T.W., 1963. Sexualtabus und Recht heute. In: GS, Bd. 10.2, 533–554.
 Becker, S., 2001. Zur Funktion der Sexualität im Nationalsozialismus. *Zeitschrift für Sexualforschung* 14 (1), 130–145.
 Becker, S., 2007. Poststrukturalismus und Geschlecht: Ein Blick zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 20 (1), 52–68.

- Becker, S., 2013a. Jede Zeit hat ihre blinden Flecken. TAZ Online, 09.12.2013. <http://www.taz.de/!5053096/>
- Becker, S., 2013b. Sex mit Kindern – Diskurse und Realitäten. *texte. psychoanalyse. aesthetik. kulturkritik* 33 (2), 76–91.
- Becker, S., 2013c. MRT statt TSG. Vom Essentialismus zum Konstruktivismus und wieder zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 26 (2), 145–159.
- Berkel, I., 2007. Missbrauch als Phantasma. Zur Krise der Genealogie. Wilhelm Fink, München.
- Ferenczi, S., 1933. Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft. *Psyche* 21 (4), 256–265.
- Frankfurter Rundschau Online (2016), 24.02.2016, <http://www.fr-online.de/politik/koeln-erster-tatverdaechtiger-aus-silvesternacht-verurteilt,1472596,33846054.html>
- Herzog, D., 2005. Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Siedler, München.
- Mitchell, J., 2005. Psychologische Implikationen demographischer Veränderungen: Ersetzt das kinderlose „Gender“ den mit Fortpflanzung verbundenen Geschlechtsunterschied? *texte. psychoanalyse. aesthetik. kulturkritik* 25 (3), 96–109.
- Simon, W., 1995. Devianz als Geschichte. Die Zukunft der Perversionen. *Zeitschrift für Sexualforschung* 8 (2), 101–121.
- Spiegel Online (2015). 11.06.2015, <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/sexuelle-gewalt-unter-kindern-mainzer-kita-geschlossen-a-1038417.html>
- Steinert, H., 1995. The Idea of Prevention and the Critique of Instrumental Reason. In: Albrecht, G., Ludwig-Mayerhofer, W. (Hg.), *Diversion and Informal Social Control*. de Gruyter, Berlin, 5–16.
- Süddeutsche Zeitung Online (2016), 24.02.2016, <http://www.sueddeutsche.de/panorama/prozess-erste-urteile-nach-silvester-in-koeln-bloss-keine-kuscheljustiz-1.2878641-2>
- Zeit Online (2016), 14.02.2016, <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-02/die-gruenen-boris-palmer-simone-peters-cem-oezdemir>

Gesprächspartnerinnen

Sophinette Becker, Dr. phil., Sexualwissenschaftlerin und psychoanalytische Psychotherapeutin. Sie leitete die Sexualmedizinische Ambulanz der Uniklinik Frankfurt bis zu deren Abwicklung und war in eigener Praxis tätig. Ihre Schwerpunkte waren Geschlechtsidentitäten, Perversionen bei Männern und Frauen sowie kultureller Wandel der Sexualität. Sophinette Becker ist im Oktober 2019 verstorben.

Jun.-Prof. Dr. Julia König, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Mainz, Georg-Forster-Gebäude Raum 02-449, Jakob-Welder-Weg 12, 55128 Mainz, e-mail: j.koenig@uni-mainz.de



Julia König

Kindliche Sexualität. Geschichte, Begriff und Probleme

Aus der Reihe Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie

Campus 2020

542 Seiten, kart., 39,95 €

Die Auseinandersetzungen mit kindlicher Sexualität spielten sich historisch zwischen den Polen Entzauberung und Skandalisierung sowie Ignoranz und Idealisierung ab. Auch noch im 21. Jahrhundert erweist sich kindliche Sexualität als ein brisantes Thema in Pädagogik, Politik und Wissenschaft. Auf der Grundlage dreier großer Fallstudien aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit entwickelt Julia König in diesem Buch die These, dass Umwälzungen bestehender sexueller Ordnungen eine temporäre Auflösung der Differenzen und Grenzen zwischen kindlichen und erwachsenen Sexualakten zur Folge haben.